

Der Ruf nach einer Kollektivwirtschaft

Autor(en): **Romier, Lucien**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Ruf nach einer Kollektivwirtschaft¹⁾

von Lucien Romier

Deutsch von Karl Neuscheler

Das soziale Problem schließt sehr zahlreiche Gesichtspunkte in sich. Vor allen Dingen muß man jedoch die Kernfrage erfassen, denn die Lösung der einschlägigen Probleme untergeordneten Ranges ergibt sich von selbst in Kürze, wenn erst die Hauptschwierigkeit, aus der alle andern hervortreten, einer Lösung nahegebracht ist, die alle Nebenerscheinungen miteinschließt.

Wir stellen z. B. fest – ohne daß wir hier ein System auf Kosten eines anderen befürworten wollen –, daß das System der hohen Löhne, wie es in den Vereinigten Staaten dank der Entwicklung der Maschinenarbeit und unter dem Schutz eines rigorosen Protektionismus eingeführt ist, bestimmte, weniger zentrale Forderungen zur Hebung des Arbeiterelends als hinfällig, überaltert oder unnütz erscheinen läßt. Es ist ebenso klar ersichtlich, daß die Entwicklung der Aktiengesellschaften die Erscheinung und den inneren Aufbau des Industriekapitals und damit auch die Stellung des Kapitalisten und des Arbeiters zum Unternehmen verändert hat: das Unternehmen erscheint dem Kapitalisten als eine vorübergehende „Geldanlage“, von der er sich zurückziehen kann, wann es ihm paßt, während sich der Arbeiter, der Angestellte und der Techniker zwar weniger abhängig von dem Willen des „Arbeitgebers“, dafür aber umso abhängiger von dem Schicksal der Fabrik fühlen.

So galt denn auch im letzten Jahrhundert beinahe der ganze soziale Kampf einerseits der Verteilung der Industriegewinne und andererseits der Hilfe oder dem Ausgleich für die, welche sich als Opfer einer ungerechten Verteilung ansahen. Dieser Kampf war von dem Gedanken beherrscht, daß die Industrie nur ein Mittel unter anderen ist, Gewinn zu erzielen, und daß sie deshalb ganz ausschließlich dem Gefehlsche unter den Teilhabern unterworfen sei. Um es genau zu sagen, dieser

¹⁾ Aus dem bei Niels Kampmann, Heidelberg, erscheinenden Buch *Der Mensch von heute (L'homme nouveau)*. Romier ist einer der hervorragendsten soziologischen Schriftsteller der Gegenwart. Vgl. seine Bücher *Explication de notre temps* und *Nation et civilisation* (B. Grasset, Paris).

Kampf war viel mehr rechnerischer und ökonomischer als sozialer Natur, sogar im Geiste des Arbeiters. So wurde das eigentliche soziale Problem beinahe außer acht gelassen. Heute verliert der Kampf um die Verteilung des Gewinns, so fruchtbar er auch in einzelnen Fällen noch sein mag, seinen ausschließlichen und dogmatischen Charakter. Die Erfahrungstatsachen haben schließlich beiden Lagern zum Bewußtsein gebracht, daß das Kapital und die Arbeit wohl oder übel aufeinander angewiesen sind, daß sie weder in glücklichen noch in unglücklichen Zeiten sich auf die Dauer voneinander trennen dürfen, und daß das Individuum im Grunde wenig gewänne, wenn es sich einen unsicheren Sondervorteil auf Kosten von seinesgleichen erzwingen würde, sondern daß man solidarisch einen allgemeinen Fortschritt fördern muß, der das Lebensniveau aller heben soll. Der Rückzug der individualistischen Gewinnsucht zieht gleichlaufend den Rückzug des Klassenkampfgedankens nach sich, der ja nichts anders als eine Überspitzung des Kampfes um die Verteilung dieses selben Gewinnes war.

Indem so das Terrain von dieser ungeheuren Schikane befreit wurde, kommt die wahre Natur des sozialen Problems unserer Zeit zum Vorschein: ein Problem, das nicht darum geht, diese oder jene Bedürfnisse der Einzelindividuen zu befriedigen, sondern ein kollektives System zu schaffen nach Maßgabe der neuen Bedürfnisse eines jeden im Rahmen des Ganzen. Dieses Problem haben die Menschen des 19. Jahrhunderts, die nicht einmal imstande waren, ihrer Zeit einen eigenen „Stil“ aufzuprägen, schlecht erkannt, es scheint, daß das 20. Jahrhundert dazu berufen ist, es zu lösen: im Zusammenhang damit werden neue Sitten sich bilden und die Künste werden sich neuordnen, indem beide einen neuen Seinsgrund gewinnen werden jenseits der Massenpsychosen oder individueller Phantasien.

Es ist unzweifelhaft, daß die Großstädte das Laboratorium, das Schlachtfeld und der Ausstrahlungsherd für die sich bereits anzeigenden neuen Lösungen sein werden. Dasjenige Volk, welches als erstes die Formeln eines gesunden Lebens zur Anwendung bringen wird, innerlich ausgeglichen und den menschlichen Massenzusammenballungen Richtung gebend, wird seine historische Tat einer ganzen Zivilisationsphase als Merkmal aufdrücken.

Die Hauptschwierigkeit des Problems der sozialen Wirtschaft in unserer Epoche liegt in der fortwährenden Veränderlichkeit der wirtschaftlichen Konjunktur, die eine ebensolche Veränderlichkeit der Bevölkerung nach sich zieht. Diese bricht jeden Augenblick die Über-

einstimmung der einzelnen Gruppen mit den materiellen Verhältnissen, in denen sie sich bewegen muß, und mit den Sittengesetzen, die ihnen vertraut geworden sind. Die soziale Wirtschaft gleicht dem Gewebe der Penelope.

Die Bevölkerungsbewegungen gehen nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, durch eine langsame und individuelle Abwanderung von einem Ort zu einem anderen vor sich. Sie sind vielmehr ein beinahe ununterbrochener riesiger Andrang. Es genügt schon, daß irgendwo sich eine neue Industrie niederläßt: plötzlich wandern Tausende von Arbeitern dorthin ab mit Hunderten von Familien und dem ganzen Troß der Lieferanten und allen möglichen Hilfskräften. Ähnliche Erscheinungen verschiedenen Umfangs ruft die Errichtung eines neuen Bahnhofs, eines Materialdepots, die Einrichtung von Büros, die Übersiedelung von Banken und Kaufhäusern hervor.

Die Ursache dieser Bewegung ist zumeist die Verdienstberechnung durch den Unternehmer oder den Geschäftsmann und den Arbeiter. Nun übersehen aber der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer mit ihrem rein wirtschaftlichen Rechnen die wahre Rückwirkung ihrer Initiative, eine Rückwirkung, die in Wirklichkeit sozialer Natur ist. So hat der erstaunliche und übrigens segensreiche Aufschwung der Industrie im 19. Jahrhundert in dem alten Europa zwar die Einzelindividuen bereichert, aber zugleich die Harmonie der materiellen Verhältnisse und das Gleichgewicht der moralischen Grundlagen des menschlichen Daseins zerstört. Wir hatten eine gewaltige Zunahme des Reichtums, der, was bisher noch nicht vorgekommen war, eine niedrige Gesinnung und eine Verwirrung schuf, unter denen die Großstädte in erster Linie zu leiden hatten.

Die Großstädte mußten schon ihrem Wesen nach davon zuerst betroffen werden. Ihr Verbrauchsbedürfnis und ihre Hilfsquellen oder Bequemlichkeiten aller Art zogen die Industrie dorthin. Damit trat aber eine Übervölkerung durch die Industrie zur früheren, aus anderen Ursachen stammenden Übervölkerung, die so schon kaum ihr Gleichgewicht hatte herstellen können. Die Tätigkeit und die Forderungen der alten Bevölkerung vertrugen sich nicht mit der Tätigkeit und den Forderungen der neuen: sie begannen sich in der Stille im Wege zu sein, ohne daß die einen oder die andern ganz auf ihre Rechnung kamen. Der zu eng gewordene, teure Boden, auf den sich die Spekulation stürzte, erlaubte keinen durchgreifenden Plan der Umsiedlung. Die Neuankömmlinge, die durch das Arbeitsangebot angezogen in

Massen zuströmten, waren zu arm, um für die Gemeindekasse als neue Steuerquellen gelten und um die entsprechend den Baukosten hohen Mieten bezahlen zu können: durch dieselbe Entwicklung verfiel so die öffentliche wie die Privatwirtschaft in Zerrüttung. Man hätte neue Städte schaffen müssen, wie das Lyautey später in Marokko machte. Aber zu allererst hätte man rechtzeitig die verhängnisvolle Entwicklungstendenz der industriellen Zivilisation voraussehen müssen. Man begriff nicht, daß die kollektiven Existenzgrundlagen sich veränderten, und daß dieser Veränderung konkrete Pläne einer ebenfalls kollektiven Organisation hätten entsprechen müssen. Durch das Fehlen einer solchen kollektiven Organisation gab es ein zufälliges Gemengsel, ein anarchisches Brodeln mit entsetzlichen Einbußen an materiellen Kräften, an geistigem und künstlerischem Reichtum, an physischer und moralischer Gesundheit, kurzum an der menschlichen Substanz überhaupt.

Als getreuer Spiegel dieser Anarchie, als Beispiel für solche Schwäche zeigte sich die Architektur selbst unfähig zu jeder Erneuerung. Fast auf allen Gebieten hielt sie sich treu nicht nur an die Formen – was noch das kleinere Übel gewesen wäre –, sondern auch an die Bedürfnisse der Vergangenheit und verlor ganz die Einheit der Inspiration, um schließlich dem Zufall und den verschiedensten Geschmacksrichtungen nachzugeben.

Besser als alles andere offenbart das sonderbare Versagen der europäischen Architektur die Wahrheit über die schwere Sünde des 19. Jahrhunderts: das Fehlen einer Organisation des Kollektivdaseins, welche die zerstörte hätte ersetzen können. Beinahe alle anderen Künste, von der Poesie bis zur Malerei und Musik, haben, da sie nur von der individuellen Sensibilität abhängen, seit hundert Jahren ihre schöpferische Kraft behauptet. Die Architektur aber kann, wenn sie schöpferisch sein will, einer Richtung oder einer allgemeinen Resonanz, die aus schon feststehenden Grundlagen erwächst und infolgedessen festumrissene Ziele verfolgt, nicht entbehren. Nun hatte aber das 19. Jahrhundert, weit entfernt, eine neue Ordnung und neue allgemeine Ziele aufzustellen, sogar den elementaren Sinn für die architektonischen Bestimmungen verloren. Man baute, wo und was und wie auch immer, gotisch, romanisch, ägyptisch, chinesisches oder maurisch, gleichviel, ob es sich um Hallenbäder, Grabkapellen, Luxusvillen, Justizpaläste oder Bierhäuser handelte...

Mitten in diesem Chaos bildeten sich die neuen Forderungen des

sozialen Milieus und die Sitten, die sich daraus herleiten, durch zufällige Zusammenstöße und Gruppierungen, ohne daß sich die Menschen dessen überhaupt recht bewußt wurden. Heute aber werden diese Forderungen schon viel zu klar, als daß der Geist der Völker, die sich einen zivilisatorischen Einfluß bewahren wollen, noch lange Zeit sich ihnen verschließen könnte.

Um zu erkennen, in welchem Sinne diese Forderungen durch die schöpferische und gestaltende Kraft dieses oder jenes Volkes schicksalsmäßig erfüllt werden sollen, braucht man nur die Hauptzüge unseres sozialen Lebens zu überholen.

Wir haben als erstes Charakteristikum folgende Erscheinung erkannt: Vorherrschaft des äußeren Lebens über das innere, der Beschäftigungen und Gewohnheiten kollektiven und öffentlichen Daseins über die privaten und häuslichen, der Vorurteile des Milieus über den persönlichen Geschmack.

Soll das heißen, daß wir uns für die Angelegenheiten der Öffentlichkeit mehr interessieren als unsere Vorfahren, oder daß wir mehr Herdeninstinkte besitzen als sie? Keineswegs.

Das soll heißen, daß die materiellen Grundlagen jeder Arbeit und sogar jeder Leistung in Zukunft für den Einzelmenschen eine wachsende Abhängigkeit von den Unternehmungen, Beziehungen und Möglichkeiten außerhalb seines privaten und persönlichen Lebens mit sich bringen.

Heutzutage verbringt der berufstätige Mensch drei Viertel seiner Zeit außerhalb seines Heims und fern von seinen Angehörigen – in der Fabrik, im Bauhof, im Laden, im Büro –, im Verkehr oder in der Zusammenarbeit mit einer Masse von seinesgleichen. Sein Leben ist durch das Gewicht seiner Berufstätigkeit und -sorgen ein kollektives Leben; der Ort seiner Arbeit hat sehr häufig eine kollektive Bestimmung oder einen kollektiven Rahmen; der Weg, der ihn zur Arbeit oder von dort wieder nach Hause führt, trägt ihn mehrere Male im Tag in einen kollektiven Verkehrsstrudel hinein. Die bloße Betrachtung dieser Tatsachen erhellt uns gewisse schicksalsmäßige Notwendigkeiten, sowohl im Hinblick auf die materielle wie auch auf die soziale und moralische Ordnung.

Wir bemerken die ganz neue und wahrhaft epochemachende Bedeutung der Kollektivwirtschaft. Früher z. B. waren kollektive Profanbauten etwas Besonderes, so das Rathaus, der Justizpalast, die Markthalle, das Theater. Sie waren nur zu bestimmten Zeiten geöffnet. Heute

sind solche Profanbauten nicht mehr eine Ausnahme, sondern die Regel. Fabriken, Büros, Warenhäuser usw. Sie sind die Regel nicht nur durch ihren bedingten Standort in der Stadtmitte oder an deren Peripherie; sie sind es noch viel mehr durch die Verkehrszeiten, an denen die Arbeiter aller Kategorien dort aus- und eingehen; durch den ausschließlichen Charakter und durch die Erfordernis ununterbrochener Tätigkeit, die sich in ihnen entfaltet, schließlich durch den physischen und moralischen Einfluß, den dieser Umstand auf die Menschen ausübt und gegen den es praktisch keinen Widerstand gibt. Der Reiche sieht sich dieser Wirkung nicht weniger ausgesetzt als der Arme, der Herr nicht weniger als der Handarbeiter. Was nützt dem Industriellen, dem Kaufmann, dem Bankier der Privatbesitz einer prächtigen Gemäldegalerie oder raffiniertesten Komforts, wenn er den besten Teil seines Lebens und seiner Kraft in einem häßlichen, unbequemen oder ungesunden Büro verausgaben muß? Seine Lebenskraft wird dadurch verringert oder frühzeitig aufgezehrt werden, ebenso wie die des Arbeiters, den die Atmosphäre einer schlechten Werkstatt niederdrückt.

So muß sich der schöpferische Schaffenswille zuerst der Verbesserung und Verschönerung des kollektiven Arbeitsrahmens zuwenden. Sogar die privaten Sitten und die Lebensweise der Familie werden sich dem Sinn einer so verstandenen Sozialwirtschaft angleichen. Denn das Büro, die Fabrik, das Warenhaus haben mehr Einfluß auf die Familie als umgekehrt. Ein Mensch, der im Sinne der Sauberkeit und des guten Benehmens erzogen wurde, wird sehr leicht gegenteilige Gewohnheiten annehmen, wenn das Milieu, in dem er arbeitet, sie ihm auferlegt, und zwar unabhängig davon, welches die Tugenden seiner Familie sind. Umgekehrt, wenn die Fabrik, das Büro, das Warenhaus ihn an mehr Hygiene, mehr Disziplin und mehr Selbstachtung, kurzum an eine rationellere oder feinere Lebensweise gewöhnen, so werden diese im kollektiven Rahmen erworbenen Eigenschaften auch auf sein Privatleben übergreifen. Das Gesetz der Nachahmung wird bewirken, daß die Sitten der Provinz allmählich den in den Großstädten bereits eingeführten Gewohnheiten nachkommen...

Ein weiteres Charakteristikum für unsere Zeit ist, wie wir bereits festgestellt haben, die wachsende Anonymität der sozialen Beziehungen. Der Einzelmensch hängt heutzutage, und sei es auch nur für seine materielle Existenz, seine Arbeit und seine unmittelbaren Bedürfnisse, von einer solch großen Anzahl Berufsmenschen und Funktionären ab, daß er nicht erkennen kann, daß die Bedeutung der rein persön-

lichen Referenz schon der sozialen oder kollektiven Referenz weichen mußte. Nun ist aber die kollektive Referenz durchaus keine zuverlässige, es sei denn, daß die betreffende Organisation für den Charakter ihrer Mitglieder bürgt. Wenn eine solche Bürgschaft nicht existiert, so ist die Gesellschaft nicht mehr als ein offenes Feld, auf dem das Faustrecht gilt. Wer wollte die Behauptung wagen, daß unser soziales Gefüge diese Bürgschaft übernehmen könnte? Die Bürgschaft kann höchstens für bestimmte Berufe, wie für die Ärzte oder Rechtsanwälte, die für die Volksgesundheit und öffentliche Sicherheit zu sorgen haben, in Form von berufsständischen Gesetzen Geltung haben. Sie gilt nicht für die Mehrzahl der Berufe, wie den des Bankiers oder des Kaufmanns, von denen doch unsere Privatinteressen und die unserer täglichen Beschäftigung in hohem Maße abhängen. Dieses Fehlen einer Organisation kollektiver Referenzen und Garantien zeitigt das Ergebnis, daß alle Verantwortung für die soziale Ordnung vom Staate oder vielmehr von der Polizei getragen werden muß: ein gebrechliches System, wie es die Geschichte der jüngsten Revolutionen und die wachsende Zahl der Skandale oder Morde zeigt; ein unfruchtbares System, denn die polizeiliche Ordnung enthält keinerlei positives Ideal und infolgedessen weder eine schöpferische Idee noch strahlt es irgendwelchen Einfluß aus. Daß ein System, dessen gesellschaftlicher Aufbau sich vorwiegend auf den Wert geheimer Referenzen und Beziehungen stützt, unter eine Polizeiordnung gestellt wird, muß alle Klassen von Staatsbürgern moralisch schwächen, vor allen Dingen die Klassen, die sich für führend halten. Denn Führendsein gründet sich auf Leistung, nicht auf den bloßen Anspruch.

Der Syndikalismus, der allerdings die heterogensten und verworrensten Ansichten in sich vereinigt, kennzeichnet in gewisser Hinsicht einen Ansatz zu einer Organisation der kollektiven Referenz. Aber diese Bewegung steckt noch ganz in den Anfangsgründen. Früher oder später wird die jetzige Ordnung zweifellos unter der oder jener Form, gemäß den Erfahrungen, die da und dort durch den Syndikalismus oder eine noch zu erfindende Lehre gemacht wurden, neue, der Wirklichkeit entsprechende, feste Grundlagen erhalten. Diese neuen Grundlagen werden sich nicht mehr in den wechselnden Mehrheiten und zufälligen Übereinkünften der Einzelindividuen, sondern in der Natur der sozialen Beziehungen selbst herausbilden, Beziehungen, die heute noch fast gänzlich dem Zufall ausgeliefert sind, in Zukunft aber zu bewußt oder vervielfacht sein werden, als daß man sie noch in den

alten Rahmen hineinpressen könnte. Wenn solche Grundlagen nicht gefunden würden, so würde sich unerbittlich die latente Anarchie unserer heutigen Zivilisation, die ja nur noch provisorisch durch eine gewisse Gemeinsamkeit von Glücksmöglichkeiten, von Gewinnen oder Interessenverflechtungen, die den errungenen Machtapparat des technischen Fortschritts ausbeuten, zugedeckt wird, sich mit der Zeit in einem wüsten Chaos mit schrecklichen Episoden der Brutalität offenbaren. Auf der andern Seite wird derjenige, der mit Erfolg diese neuen Grundlagen gestaltet, zugleich auch die Sitten, die Wirtschaft und die Künste neu orientieren.